

Mehr Ökologie – weniger Hunger?

Von Johannes Kotschi

„Ökobauern können die Welt nicht ernähren“ lautet ein weit verbreitetes Urteil. Begründet wird dies mit dem Verzicht auf Chemie und Gentechnologie. Gleichzeitig suggeriert die konventionelle Landwirtschaft, sie könne das Hungerproblem lösen. Die Wahrheit ist jedoch komplexer.

Zunächst ist zu fragen: Wer hungert und warum? Rein quantitativ betrachtet wird weltweit immer noch genügend Nahrung produziert, um alle Menschen ausreichend zu versorgen. Hunger ist nicht Folge mangelnder Nahrungsproduktion. Verursacht wird er vielmehr durch ungerechte Verteilung von Nahrungsmitteln, durch ungleichen Zugang zu Land, durch Raubbau an den natürlichen Ressourcen und durch ungerechte Handelsordnungen. Hunger ist meist von Menschen gemacht, und Menschen hungern, weil sie sich Nahrungsmittel nicht leisten können.

Nach neueren Untersuchungen befinden sich 80 Prozent aller Hungernden im ländlichen Raum. Zwei Drittel davon sind Kleinbauern. Wenn also Hunger ein Kaufkraftproblem und Verteilungsproblem darstellt, dann müssen Entwicklungsstrategien darauf abzielen, Hungernde in die Lage zu versetzen, ihre Nahrungsmittel selbst zu erzeugen. Aber warum mit ökologischer Landwirtschaft, und was ist das überhaupt?

Input- oder Output-Maximierung?

Die ökologische Landwirtschaft wird häufig mit dem Verzicht auf Mineraldünger und Pestizide gleichgesetzt – eine unzureichende Sichtweise. Leitgedanke ist vielmehr das Wirtschaften im Einklang mit der Natur oder moderner ausgedrückt: nach den Gesetzmäßigkeiten von Ökosystemen. Natürliche Lebensprozesse sollen gefördert, Stoff- und Energiekreisläufe weitgehend geschlossen, Pflanzenbau und Tierhaltung gekoppelt werden. Der landwirtschaftliche Betrieb mit seinen Menschen, Böden, Pflanzen und Tieren wird als ein vielseitiges Ganzes, als ein „Organismus“ verstanden.

Mit ökologischen Landbaumethoden wird versucht, Nährstoffe so effizient und so wiederverwendbar wie möglich zu nutzen. Die Zufuhr von Mineraldünger wird nicht abgelehnt, aber stark eingeschränkt. Düngung dient primär der Pflege und dem Aufbau der Bodenfruchtbarkeit. Dies gilt besonders an marginalen Standorten.

Dagegen hat die konventionelle Landwirtschaft vorrangig die Maximierung

einer Ernte im Blick. *Input-Optimierung* anstelle von *Output-Maximierung* ist wohl der grundlegendste Unterschied beider Systeme.

Und genau darum geht es bei der Hungerbekämpfung: marginale Standorte in Wert zu setzen, Arme zu befähigen, mit einem Minimum verfügbarer Produktionsmittel – Nährstoffe, Wasser, Saatgut – zumindest bescheidene Erträge zu realisieren, Ernährung zu sichern und Überschüsse vermarkten zu können.

Hohe Leistungsfähigkeit

Während empirische Untersuchungen über die Leistungen der ökologischen Landwirtschaft in Armutsgebieten weitgehend fehlen, zeugt ein Boom von Ökologie bereiten Basisinitiativen davon, dass sich mit dieser Methode sehr erfolgreich arbeiten lässt. Es handelt sich um Kleinbauerngruppen, die teilweise über Entwicklungshilfe initiiert und gefördert wurden, teilweise genuin entstanden sind. Stichworte in diesem Zusammenhang sind: Nachhaltige Landwirtschaft, Ecofarming oder standortgerechte Landwirtschaft.

Beispielsweise haben in der nord-indischen Himalayaregion ganze Dörfer ihre Produktion umgestellt. Nach Jahren Input-intensiver Landwirtschaft im Zuge der Grünen Revolution wurde die Bodenfruchtbarkeit heruntergewirtschafteter Böden wieder schrittweise aufgebaut. Bereits nach kurzer Zeit stellten sich gute, teilweise sogar höhere physische Erträge ein als bei fortgesetzter konventioneller Produktion.



Solche Erfahrungen sind zahlreich und zeigen, wie wettbewerbsfähig ökologische Landwirtschaft sein kann. Natürlich liefert sie auf Gunststandorten nicht die gleichen physischen Erträge wie die konventionelle Landwirtschaft. Aber auf verarmten Flächen oder auf Grenzertragsböden ist sie der konventionellen Produktion häufig überlegen. Im ökonomischen Vergleich wird dies meist noch deutlicher. Und die sich stetig verschlechternden Terms of Trade – überproportional steigende Kosten für Produktionsmittel bei stagnierenden oder gar sinkenden Erzeugerpreisen – verstärken diesen Trend. Das wohl wichtigste Argument zur Vermeidung von Hunger in Armutsgebieten ist die geringere Risikoanfälligkeit ökologischer Produktion

gegenüber Dürreperioden – augenfällig während der letzten drei Jahre im südlichen Afrika.

Eine globale Strategie?

Ökologische Landwirtschaft ist jedoch mehr als eine Anbautechnologie. Im Zusammenspiel mit verbindlichen Richtlinien bei Produktion und Verarbeitung und einem erfolgreichen Kontrollsystem stellt sie sich heute als sehr erfolgreiche Strategie dar. Sei es Grüner Tee aus China, Kaffee aus Mexiko oder Baumwolle aus Tansania: Weltweit werden Nahrungsmittel und Textilien vor allem für den wohlhabenden Norden erzeugt, für Europa, Nord-Amerika und Japan. Im Jahr 2002 betrug der Wert der gehandelten Ökoprodukte 23 Milliarden US-Dollar – Tendenz steigend. Die Verbindlichkeit dieser Strategie schuf Vertrauen beim Verbraucher und führte zu rasch wachsender Nachfrage. Auf Produzentenseite zwingt sie, nach technologischen Alternativen zu suchen und hat die ökologische Landwirtschaft zu einem Motor landwirtschaftlicher Innovationen gemacht. Viele haben bereits Eingang in die allgemeine Landwirtschaft gefunden.

Bisher profitiert davon eine kleine Gruppe privilegierter Landwirte, denen es gelungen ist, ein Marktsegment mit höheren Preisen zu bedienen. In der Hoffnung auf Unterstützung, nicht zuletzt auch auf bessere Vermarktungsbedingungen suchen immer mehr Kleinbauerngruppen (auch aus Armutsgebieten) Anschluss an das internationale System zertifizierter Landwirtschaft. Für die meisten ist die Chance gering:

□ Ihre produzierten Mengen an Nahrungsmitteln sind oft zu gering, die Qualitäten zu wenig homogen.

□ Es werden Produkte angeboten, die auf dem internationalen Markt nicht nachgefragt werden, oder die zu leicht verderblich sind (z.B. Gemüse).

□ Die Zertifizierung ist oft zu teuer und zu kompliziert; das gilt auch für die günstigere Variante der Gruppensertifizierung für Kleinbauern, die gemeinsam vermarkten.

Wichtiger aber ist, dass die Nachfrage nach Bioprodukten in den Industrieländern wesentlich weniger steigt als das Angebotspotenzial in Entwicklungsländern. Bei manchen Produkten, so zum Beispiel beim Kaffee, ist bereits eine Sättigung erreicht.

Deshalb müssen vor allem regionale, nationale und auch lokale Märkte aufgebaut werden. Aber, nach welchen Spielregeln? Die internationale Bio-Bewegung, vertreten durch den Dachverband IFOAM, setzt auf einheitliche Basisrichtlinien weltweit, die weitgehend nach den Werten und Normen der Märkte im Norden erarbeitet wurden.

Das Dilemma einheitlicher Richtlinien

Auf der einen Seite sind internationale Richtlinien tragendes Element einer erfolgreichen Strategie. Andererseits werden sie zunehmend zum Hemmschuh. Die Fixierung der ökologischen Landwirtschaft auf Richtlinien, Gesetze und nachgelagerte Kontrollprozesse schränkt den Spielraum für Entwicklung immer weiter ein – und schließt Armutsgruppen aus.

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: In vielen Regionen Asiens sind Pestizidrückstände im Gemüse teilweise derart hoch, dass davon ernste Gesundheitsgefahren ausgehen können. In Nord-Sumatra (Indonesien) haben nun lokale

aktiv für die Umwelt!
www.robinwood.de info@robinwood.de

ROBIN WOOD

GUTSCHEIN für ein Probeexemplar des ROBIN WOOD-Magazins, einsenden an:

Robin Wood e.V.
Postfach 102122
28201 Bremen

Nichtregierungsorganisationen mit den von ihnen geförderten Bauerngruppen Alternativen zum chemischen Pflanzenschutz entwickelt. Die Gruppe hat begonnen, eigene Richtlinien und Garantiesysteme zu definieren, um ihre Produkte aus ökologischer Landwirtschaft auf den Markt zu bringen. Die Nachfrage für Gemüse frei von chemischem Pflanzenschutz scheint enorm – in den Städten Nord-Sumatras und im benachbarten Singapur.

Beim Blick auf die Richtlinien wird schnell klar: Die Verwendung synthetischer Mineraldünger soll vermindert aber nicht ausgeschlossen werden, da organische Düngung zum Beispiel über eine Intensivierung der Tierhaltung auf absehbare Zeit keine ausreichende Option darstellt. Im Zuge der Grünen Revolution wurden die Wasserbüffel abgeschafft und durch Mineraldünger und Traktoren ersetzt – eine Entwicklung, die sich nicht ohne weiteres rückgängig machen lässt. Die Verwendung synthetischer Mineraldünger wäre aber ein klarer Verstoß gegen die internationalen Rahmenrichtlinien der IFOAM.

Zahlreiche, ähnliche Beispiele ließen sich nennen. Was also tun? Die anerkannte ökologische Landwirtschaft den Gunstbetrieben und Gunststandorten überlassen, die sich eine organische Düngung „leisten“ können? Das kann nicht die Form globaler Ökologisierung sein, die den Armutsgebieten nützt.

Perspektiven

Technologisch betrachtet ist die ökologische Landwirtschaft konventionellen Lösungswegen zweifelsfrei überlegen, vor allem, wenn es um Ernährungssicherung in Armutsgebieten geht. Ebenso förderlich ist das Prinzip, verbindliche

Richtlinien zu formulieren und deren Einhaltung zu garantieren. Sie sind Voraussetzung für die Entstehung eines Bio-Marktes.

Im Diskurs über ökologische Landwirtschaft wird unterstellt, ihre Zukunft liege in der *Vereinheitlichung* der Richtlinien. Der globale Markt könne nur wachsen, wenn immer mehr Äquivalenz hergestellt würde. Für den internationalen Markt mag das stimmen; für Armutsgebiete (übrigens nicht nur im Süden) trifft dies nicht zu. Sie produzieren für lokale, allenfalls regionale Märkte, und Äquivalenz ist nicht relevant.

Deshalb muss sich die Diskussion darüber öffnen, was ökologisch ist und was nicht. Internationale Rahmenrichtlinien wie die der IFOAM sollten vereinfacht und allgemeiner gehalten statt immer detaillierter werden. Gleichzeitig sollten Prinzipien und Leitbilder ökologischer Landwirtschaft ausgebaut und stärker zum Beurteilungsmaßstab gemacht werden. Nur so lässt sich die heutige Spaltung in „arme und reiche Ökobauern“ überwinden. Die Auflösung der inzwischen sehr fixierten Sichtweise ökologischer Landwirtschaft im Sinne von Erweiterung, Diversifizierung und Prozessorientierung würde nicht nur den Hungernden helfen, sondern der ökologischen Landwirtschaft insgesamt Erneuerungsimpulse verleihen. —



Ich hungere nach ...

... Zeit zur Besinnung.

Zum Autor

Johannes Kotschi, geb. 1949, ist Agrarwissenschaftler (mit Themenschwerpunkt Nachhaltige Landwirtschaft und Ökologische Landwirtschaft). In den 70er-Jahren war er als Entwicklungshelfer im südlichen Afrika tätig. Seit mehr als 20 Jahren berät er internationale, staatliche und nicht-staatliche Entwicklungsorganisationen. Er ist Gründungsmitglied und im Vorstand des Vereins AGRECOL, der die ökologische Landwirtschaft in Entwicklungsländern fördert.

Kontakt

Dr. Johannes Kotschi
 AGRECOL Seminare
 Johannes Acker 6
 D-35041 Marburg
 E-Mail kotschi@agrecol.de
www.agrecol.de